

Eine vermaledeite Rolle

Zum zehnten Mal jährt sich heute der Todestag von Niklaus Meienberg, dem streitbaren Journalisten und Poeten. Was ist von ihm geblieben? Erinnerungen und eine Einschätzung.

von Margrit Sprecher

Das wäre ganz nach seinem Geschmack gewesen: eine eigene Homepage namens www.meienberg.ch, von ein paar Fribourger Studenten letztes Wochenende ins Netz gestellt. Ihr Motto: «Tot ist einer erst, wenn sich niemand mehr an ihn erinnert.» Weniger gefallen hätte ihm, dass seine neuen Fans meist zufällig sein Werk entdeckt hatten - oft durch einen Film. Und dass sie auf der Suche nach weiteren Meienberg-Interessierten häufig auf verständnisloses Kopfschütteln stiessen: Niklaus - wie?

Dabei war es doch erst gestern gewesen, als er auf die Redaktion stürmte und seinen Motorradhelm auf den erstbesten Schreibtisch schmetterte. Das wirkte nicht nur wie eine Besetzung, das war auch so gemeint. Fixierte er uns aus inquisitorisch verengten Sehschlitzen, ging man besser gleich in Deckung. Und erforschte eilends sein Gewissen nicht nur nach eigenen Sünden, sondern auch nach denen seiner Vorfahren. Wo hatten wir sein Manuskript sträflicherweise gekürzt? Welchen imperialistischen Autor hatten wir ins Blatt gehievt? Am meisten aber schämten wir uns, dass wir nicht waren wie er: Festbestallt hockten wir auf der sicheren Redaktion, während er, ein Landsknecht der Gerechtigkeit, täglich neu mit dem Schwert fuchtelte und sich ohne Rücksicht auf Verluste ins Schlachtgetümmel warf.

Nicht nur sein Erscheinen auf der Redaktion war stets ein Ereignis gewesen («dr Meieberg isch do!») - jeder Meienberg-Auftritt geriet zum Happening. Auf dem Bildschirm sträubten sich Meienbergs Haare noch ungebärdiger, der Sessel fasste kaum sein mühsam gestautes Temperament. Jedes Mal ein neues Wunder, dass es nicht zu Handgreiflichkeiten kam. Bei der Verleihung des St. Galler Kulturpreises packte ein über die Ehrung zornentbrannter Bürger das Mikrofon. Was seine Kritiker besonders ärgerte: Meist war Meienberg besser informiert, argumentierte intelligenter und differenzierter als sie selbst.

Auf Milde durfte keiner hoffen. Respektlos trieb er in seinen Artikeln den Sprachmeissel durch heiligstes Gestein, verschonte weder die Familie Wille noch den Papst. Selbst die Hand, die ihn fütterte, biss er. Manchmal, so schien es, sogar mit besonderem Genuss. Das Schreibverbot, das ihm der Artikel über den Fürsten von Liechtenstein im «Tages-Anzeiger» eingebracht hatte, schwang er so triumphierend wie das erbeutete Skalp eines Feindes. Die linken Genossen, die ihn als Helden im bürgerlichen Mediensumpf verehrten, verhöhnnte er als weinerliche Softies: Längst hatten sie ihr kämpferisches Bewusstsein mit neuer Innerlichkeit ersetzt. Zuletzt gab es nur noch zwei Zeitungen, die sich einen Meienberg leisten konnten oder wollten: die «WochenZeitung» und die «Weltwoche».

Warum so viel Treue und, ja, auch Geduld für einen Schwierigen? Weil er es wert war. Niklaus Meienberg liess als Erster nicht nur die Handelnden zu Wort kommen, sondern auch die Behandelten, die sozial Benachteiligten. Das machte damals zwar der Deutsche Wallraff auch. Aber es braucht mehr Mut, sich seinen Gegnern mit offenem Visier zu nähern, statt, wie Wallraff, verkleidet seine Rolle als Türke oder «Bild»-Reporter zu spielen.

Vor allem aber riss uns Niklaus Meienbergs Sprache mit. Sie war sinnlich und sein Schreibtemperament ungestüm. Er selbst sprach von einem «plaisir fou» beim Schreiben, von einem

erotischen Akt. Lustvoll übersprang er alle journalistischen Grenzen und verletzte die heiligste Regel des Handwerks: Er mischte frisch-fröhlich Fakten mit Fiktivem. Statt, wie von Reporter-Übervater Egon Erwin Kisch gefordert, nur auf dem schmalen Steg zwischen Tatsache und Tatsache zu tanzen, schlug er seine Saltos, wo es ihm passte. Natürlich wirkte sein Beispiel ansteckend. Auf dem Höhepunkt seines Ruhms meienbergelte die halbe journalistische Schweiz. Das kam selten gut heraus. Statt wortgewaltige Polemik - billige Agitation. Statt ein furioser Galopp wider die Mächtigen der Welt - ein larmoyanter Ich-Marathon. Statt raffiniert verschachtelte Sätze, deren Rhythmus einen Vortrag - ungeniessbare Satzlabirynthe, reich gedüngt mit Dialektwörtern, die für den urchigen Meienberg-Touch sorgen sollten. Alle polierten damals an der Meienberg-Legende - auch er selbst. Erst Marianne Fehrs ausgezeichnete, behutsame Meienberg-Biografie rückte wieder zurecht, was er mit einer unmerklichen Drehung in die richtige Richtung befördert hatte. So baute er in seinem Lebenslauf ein paar Tage Traktorfahren in kanadischen Wäldern zum Baumfällerjob aus. Und machte seiner Gemeinde weis, er stamme aus kleinbürgerlich-katholischen Verhältnissen, aus einer armen, aber reinlichen Familie. Tatsache ist, dass die Meienbergs nicht nur eine Neuenburger Pendüle und ein Dienstmädchen besaßen, sondern auch einen Vater, der Bankrevisor war und Umgang mit Professoren und Äbten pflegte. Völlig unterschlagen hat er die Rolle seiner Mutter, dieser «obersten Schreibinstanz, die zentrale Nachrichtenagentur, die Kontrollstelle, die Magna Mater Sangallensis, die Gerechte, die sozial Engagierte, das Gewissen ...» Mit starker Hand richtete sie nicht nur das Leben ihrer sechs Kinder; sie sorgte auch dafür, dass die Verkäuferinnen in der Migros St. Gallen an den Kassen nicht mehr stehen mussten. Und prägte seinen Schreibstil. Sie war es, die ihre Briefe mit Ausrufezeichen durchhackte und mit Dialektausdrücken würzte.

Dass es noch einen andern Niklaus Meienberg gab, erfuhr die Öffentlichkeit erstmals bei der Verleihung des St. Galler Kulturpreises. In seiner melancholischen Dankesrede sprach er von den zwei Meienbergs in seiner Brust: dem zum Protest Verurteilten, der die «vermaledeite Rolle, nämlich dort auszurufen, wo andere schweigen, zu spielen hat», und dem introvertierten, verletzlichen Meienberg, den niemand zur Kenntnis nehmen wollte. In einem Radiointerview doppelte er nach: «Mit diesem totalen Erwartungsdruck von links und von rechts kann man auf die Länge nicht arbeiten.» Die Rechten lauerten: «Was heckt er wieder Böses aus?» Die Linken forderten: «Mach sie fertig!» Als letzten Ausweg flüchtete er in die Poesie. Doch die war bei seiner Gemeinde ebenso unerwünscht wie ein schwacher und depressiver Meienberg.

Vieles hatte seine Depression gefördert. Ein Journalist, der an seine Sätze literarische Ansprüche stellt, benötigt nicht nur «die etwa zehn Prozent» seiner Schreibfähigkeit, die ihm nach einem nie geklärten Töffunfall und einem tätlichen Angriff vor seiner Haustüre geblieben sind. «Das Schlimmste ist, dass ich nicht mehr denken kann», vertraute er kurz vor seinem Selbstmord dem Schriftsteller Peter Weber an, der ihn für den «Spiegel» interviewte. Verheerend wirkte sich der erste Golfkrieg aus. Niklaus Meienberg funktionierte die «WoZ»-Redaktion zu seiner Kommandozentrale um und bombardierte alle, die er kannte, mit nächtlichen Befehlen, die - subito! - zu erledigen waren. Er konnte nicht mehr zwischen Freund und Feind unterscheiden, wählte sich vom israelischen Geheimdienst verfolgt. Seine Fluchten führten ihn quer durch die Schweiz; ein Regenmantel mit aufgeschlagenem Kragen und ein schwarzer Hut sollten ihn beschützen.

Was bleibt zehn Jahre nach seinem Tod von Meienberg? «Einige Dutzend gültige Seiten polemischer Prosa», meinte 1993 die NZZ. «Und eine Wortmächtigkeit, die viel zu wenig der Literatur zugute gekommen ist.» «Ein Vorbild», sagt heute Oliver Meier, 22, von der neuen Meienberg-Homepage. «Eine eigene Sprache finden, sich nicht modellieren lassen.» Manche

aber, die sich damals auf jeden neuen Meienberg stürzten, fühlen eine Art Ernüchterung beim Wiederlesen. Gewiss, seine historischen Aufarbeitungen, ob erschossene Landesverräter oder Hitler-Attentäter, werden die Zeiten überdauern. Doch selbst Artikel, die einst für Schlagzeilen sorgten, wie das Broger-Porträt, lesen sich heute seltsam samtpfötig. Denn inzwischen ist die Befragungstechnik aggressiver geworden, Interviewer wie Interviewte kämpfen mit härteren Bandagen. Und es ist nicht nur die weggefallene Aktualität, die mancher Reportage viel von der damals bewunderten Brisanz nimmt. Es ist auch die Vorsätzlichkeit der Sichtweise, die uns heute befremdet.

Natürlich ist dieses Urteil ungerecht. Zehn Jahre sind, wie bei allem aus Zeitströmungen heraus Entstandenen, die unfairste Beobachter-Distanz. Nach zehn Jahren hängt die Haute Couture in der Brockenstube statt im Modern Art Museum, und Autos sind Occasionen statt Oldtimer. Klassiker Meienberg? An seinem zwanzigsten Todestag werden wir mehr wissen.

Margrit Sprecher war von 1981 bis 1998 Ressortleiterin bei der «Weltwoche» und ist heute «Weltwoche»-Reporterin.